

## **Laudatio**

Walther Rode-Preis 2018  
an Michael Pammesberger (*Kurier*)

Die Franzosen waren mit der Aufklärung stets voran, mit erfrischender, zivilgesellschaftlicher Frechheit sowieso. So gilt Frankreich auch als Wiege der satirischen Publikationen. Sehr vieles war da schon um 1800 publizistisch „unbotmäßig“, wie manche heute in Österreich sagen, wenn sie mediale Kritik nicht gut ertragen. 1830 erschien in Paris die erste Ausgabe von *La Caricature*, einer Zeitschrift mit bissigen Texten und vielen vergnüglichen, sehr oft aufmüpfigen Karikaturen.

Humorvolle Schriften, mit Zeichnungen, die Geschichten erzählten, gab es alsbald natürlich auch in anderen europäischen Großstädten.

In Österreich, in Wien war vieles anders. Die Karikatur war irgendwie auch da, aber die Revolution fehlte ja andererseits in Krähwinkel notorisch: In Frankreich erhoben sich in jenem Jahr 1830, als *La Caricature* gegründet wurde, Citoyen und Citoyenne, Handwerker, Studenten und vertrieben in ihrer Juli-Revolution die Bourbonen endgültig vom Thron und aus dem Land. Das wurde gezeichnet, karikiert, auch mächtig gemalt. Wir erinnern an jenes Bild von Delacroix, 2,60 mal 3,25 Meter groß, wo die barbusige Marianne als Sinnbild der Freiheit mit der Tricolore in der Hand voranstürmt und die republikanische Schlacht anführt.

In Österreich war da noch Vormärz. Alles war bieder. Und auch Ironie, Satire, geschrieben wie gezeichnet, war noch gut unter Kontrolle. Da gab es etwa eine sehr frühe ironisch-satirische Zeitschrift, genannt die *Briefe eines Eipeldauers*, geschrieben und grafisch gestaltet von Joseph Richter. Der war zu Zeiten Josephs II ein bisserl frech, gerade noch geduldet, wenn er der Wiener Gesellschaft des Josephinismus den Spiegel vorhielt. Nach 1800 schwenkte diese Zeitschrift auf einen immer noch irgendwie humorvollen, aber doch ausdrücklich politisch schmerzfreien Kurs ein. Heute wissen wir warum: Joseph Richter hatte für seine Eipeldauer-Briefe, wie übrigens auch andere Zeitschriften im k. und k. Reich, Geld aus dem sogenannten „geheimen Polizeifonds“ bekommen. Die Blätter waren gekauft, auch ihr Humor.

Wären **wir** Satirikerinnen, würden wir sagen: Heute ist das unvorstellbar. Dass Zeitungen ihre Art der Gesellschaftskritik davon abhängig machen, welche Partei oder welcher mehr oder weniger geheime Regierungsfonds mehr an sie bezahlt. Das geht ja gar nicht. Solche Publikationen wären ja dann selbst Karikaturen des Journalismus. Undenkbar. Nicht bei uns.

Sie entschuldigen bitte den kurzen Anflug von bitterer Ironie bei einem fröhlichen Festakt. Aber wenn, wie heute mit der Arbeit von Michael Pammesberger, Besonderes gewürdigt wird, muss wohl auch erinnert werden, was es gegensätzlich ebenfalls gibt.

Denn auch die Karikatur war oft genug gefügig.

Auf inhaltlichem Schleuderkurs war schon das erste wirklich ganz prominente Karikaturenblatt im Österreich des 19. Jahrhundert: Der *Kikeriki* wurde ab 1861 als Nachfolger des *Tritsch-Tratsch* bekannt und rasch viel gekauft und gelesen. Er verfolgte zuerst inhaltlich eine ausgeprägte Linie gegen Antisemitismus, gegen Bürokratismus, gegen Militarismus, gegen Klerikalismus. Das war allemal mutig. Karl von Stur oder Ernst Juch

waren bekannte Karikaturisten des Blattes. Ludwig Anzengruber war einer der bekannten Autoren. Gut 25.000 Stück wurden vom *Kikeriki* in den 1870er-Jahren jeweils, fast nur in Wien, verkauft. Das war sehr viel für damals.

Satire und Karikatur gingen mit dem Publikum. Der *Kikeriki* brachte nach einigen Erscheinungsjahren gelegentlich auch antisemitische Witze, dann immer öfter und etwa ab der Jahrhundertwende, unter neuer Herausgeberschaft von Friedrich Ilger, wandelte sich der Kurs und „der *Kikeriki* endgültig zu einer antisemitischen Zeitung“<sup>1</sup>, wie das „Handbuch des Antisemitismus“ beschreibt. So blieb das Karikaturenblatt auch nach dem Ersten Weltkrieg zuerst als christlich-soziale Zeitschrift antisemitisch und wurde nach dem Brand des Justizpalastes 1927 dann klar nationalsozialistisch. Der *Kikeriki* verkaufte sich weiter gut in Österreich.

Zu Beginn der Ersten Republik reimte das satirische Blatt holprige Slogans, die ihr völkisches Publikum fanden: „Deutsche Christen schließt die Reihen, Österreich darf nicht jüdisch sein.“<sup>2</sup>

Das war der Humor, auf den die Republik aufbauen sollte. Ein Jahrhundert danach heißt das: „Daham statt Islam“.<sup>3</sup>

Und damit man uns nicht nur des Netzbeschmutzens bezichtigt, was übrigens noble Aufgabe des Karikaturisten durchaus sein kann, aber es meist weniger der Medienwissenschaft ist: Auch der wunderbare deutsche *Simplicissimus* war wandelbar. Er war ab 1896 anti-wilhelminisch, immer irgendwie oppositionell, die wohl wichtigste satirische Wochenschrift mit Zeichnern wie Thomas Theodor Heine, Bruno Paul, Karl Arnold und ersten Zeichnerinnen wie Käthe Kollwitz. Der *Simplicissimus* wurde dann unter seinem Chefredakteur Ludwig Thoma teils aus Überzeugung, teils aus ökonomischer Opportunität zum deutschen, kriegspatriotischen Organ. Auch das lehrt uns Geschichte: Dort, wo keine Karikatur mehr provoziert, will wohlüberlegt sein, leben zu wollen. Im Krieg stirbt zuerst die Satire.

Dabei geht es nicht zuvorderst um Humor, erinnert einer der profundesten Kenner der Materie, der Kunsthistoriker Ernst Gombrich. Es geht bei der politischen Karikatur zuerst um die „Befriedigung, die eine gelungene Karikatur uns einfach durch ihre elegante und pointierte Formulierung bereitet“<sup>4</sup>. Gombrich, der – wie ja auch Walther Rode – während des Austrofaschismus Österreich verlassen musste und in England zu einem der renommiertesten Kunsthistoriker Europas wurde, weiß von den Karikaturisten: „Die Waffen, die ihr Arsenal enthält, können für das Gute wie das Böse eingesetzt werden.“<sup>5</sup>

---

<sup>1</sup> Benz, Wolfgang (Hg.) (2013): Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart. Bd. 6: Publikationen. Berlin: De Gruyter Saur. S. 399.

<sup>2</sup> Ebda.

<sup>3</sup> Wahlplakat der FPÖ für die Nationalratswahl 2006.

<sup>4</sup> Gombrich, Ernst (1985): Das Arsenal der Karikaturisten. In: Langemeyer, Gerhard (Hg.): Bild als Waffe. Mittel und Motive der Karikatur in fünf Jahrhunderten. München: Prestel. S. 388.

<sup>5</sup> Ebda. S. 401.

So erging es auch in Österreich der Karikatur etwa zeitgleich als Gombrich das Land verlassen musste. Die Figur des *Tobias Seicherl*, vermutlich Europas erster täglicher Comic-Strip einer Zeitung, wurde von Ladislaus Kmoch für das sozialdemokratische *Kleine Blatt* ab 1930 gezeichnet. Der Seicherl, das war der opportunistische Kleinbürger, der ein wenig, noch mehr klamm und heimlich, mit Hitler sympathisierte und dessen Hund Struppi als Stimme der Vernunft täglich im Cartoon mehr mitdachte als sein Herrl. Die Menschen, nicht nur Sozialisten, liebten ihn, weil er das eigentlich *Unsägliche* am Österreichertum so trefflich und täglich in Zeichnungen und knappen Textpointen darzustellen verstand. Doch schon nach nur vier Jahren musste auch der populäre Seicherl im Austrofaschismus recht unpolitisch werden, um zu überleben und verschwand unter den Nazis 1939 ganz.

Warum wir das alles einleitend, selektiv und anekdotisch erzählen?

Weil wir mit einigen Beispielen klarstellen wollen, dass die Karikatur auch immer ein publizistisches Kind ihrer Zeit ist. Sie kann eben beides sein: Teil des Systems, also politische Propaganda, oder sie ist Mittel oppositioneller Kritik. Wenn sie wider den Stachel löckt, dann bestenfalls nicht in einem kleinkarierten parteipolitischen Sinn, sondern mit jenem dialektischen Anspruch, der das Storytelling der gerade Mächtigen umso stärker kontrastieren will, je mehr diese Regierenden, wie wir es aktuell nennen, „Message Control“ auch durch Herrschaft über die Bilder erreichen wollen.

Gezeichnete journalistische Aufklärung ist dann das, was unser Rode-Preisträger Michael Pammesberger im Vorab-Interview für diese Laudation als sein Selbstverständnis so beschreibt: „Die Karikatur ist kein illustratives Beiwerk. Sie ist eine eigenständige Art, sich zu artikulieren. Sie ist immer auch ein bisschen anarchistisch, immer ein bisschen gegen die da oben.“<sup>6</sup>

Der Kunsthistoriker Werner Hofmann schrieb schon 1956 in seinem Standardwerk zur „Karikatur von Leonardo bis Picasso“, so der Buchtitel, dass Karikatur „eine Gegenkunst“<sup>7</sup> ist. Wie Hofmann anlässlich der großen Karikatur-Ausstellung 1984/85 im Wilhelm Busch Museum noch einmal betonte: „Der Karikatur ist dieses Eingebettetsein in ein geschlossenes Weltbild versagt. Ihr erster Daseinsakt ist eine Herausforderung, ein bewusstes Verlassen der von Ästhetik und Vernunft beglaubigten und empfohlenen Formbezirke. Sie betreibt die Verzerrung als bewussten Protest [...]“.<sup>8</sup>

Bei jener sehr großen Karikatur-Ausstellung vor mehr als 30 Jahren wird eine weitere Forderung an den Karikaturisten in wenigen Worten zusammengefasst: „Man erwartet von

---

<sup>6</sup> Persönliches Gespräch mit Michael Pammesberger, 13.09.2018.

<sup>7</sup> Hofmann, Werner (1956): Die Karikatur. Von Leonardo bis Picasso. Wien: Brüder Rosenbaum.

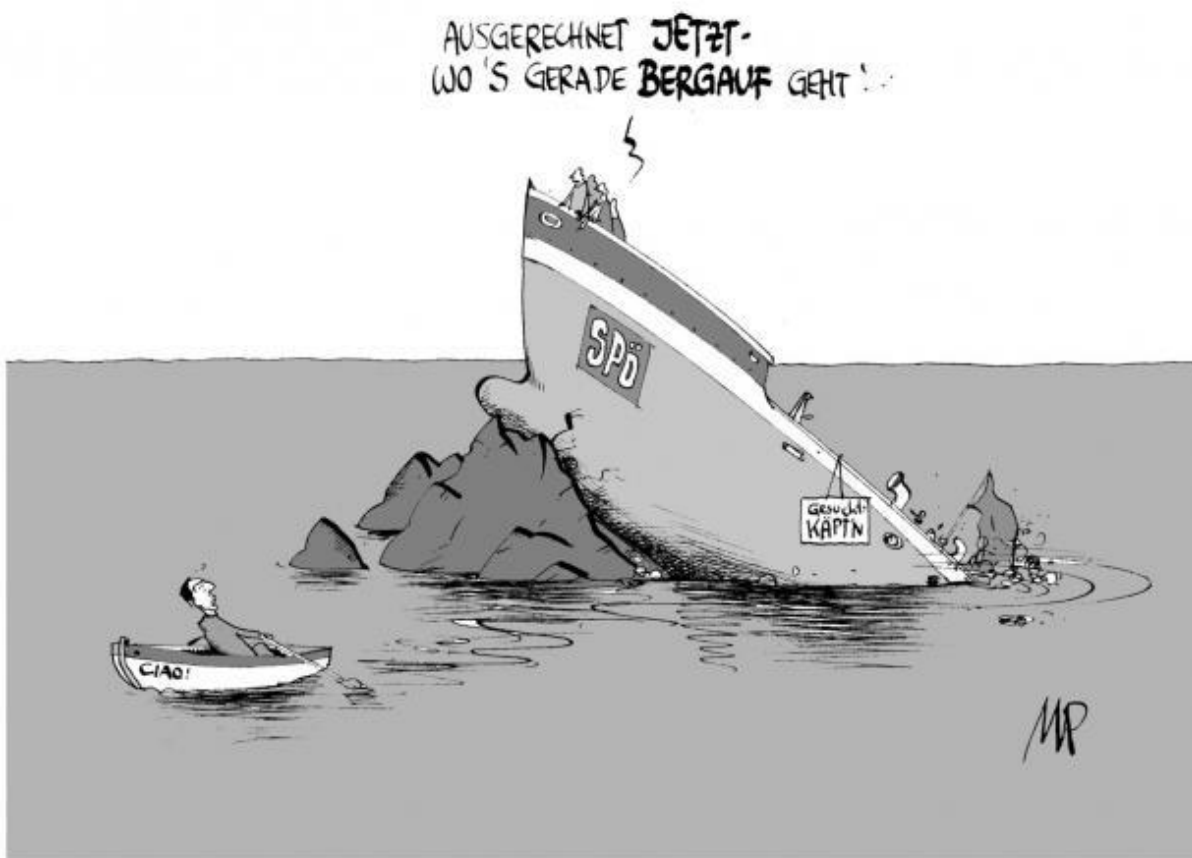
<sup>8</sup> Hofmann, Werner (1985): Die Karikatur – eine Gegenkunst. In: Langemeyer, Gerhard (Hg.): Bild als Waffe. Mittel und Motive der Karikatur in fünf Jahrhunderten. München: Prestel. S. 367.

ihm, dass er schematisiert, leicht fassliche Zeichen benutzt, zugleich aber komplexe Situationen auf eine einfache Bildformel bringt.<sup>9</sup>

Die ist stets auch sehr subjektiv, gute Karikatur kann nie Auftragsarbeit sein. „Ich kann ja nicht die Meinung eines anderen zeichnen“, sagt Michael Pammesberger.<sup>10</sup>

Es geht also um inhaltliche und formale Zuspitzung, um die Konzentration auf das Wesentliche. Das trifft sich in ebenso hervorragender wie vergnüglicher Weise in der Arbeit unseres heurigen Rode-Preisträgers.

Wenn Michael Pammesberger etwa das traditionsreiche Schlachtschiff SPÖ sinken sieht, lässt er es nicht einfach absaufen, sondern zeigt die Mannschaft am Bug in ihrem immer noch entsetzlichen Missverständnis der Lage, deren Ernst aber wohl jener verstanden hat, der sich da gerade absetzt.



4

Plötzlich entkernt. (Kurier, 19.09.2018) © Bild: Michael Pammesberger

<sup>9</sup> Langemeyer, Gerhard (Hg.): Bild als Waffe. Mittel und Motive der Karikatur in fünf Jahrhunderten. München: Prestel. S. 10.

<sup>10</sup> Persönliches Gespräch mit Michael Pammesberger, 13.09.2018.

Pammesberger zeichnet Einzelbilder, manchmal aber auch doppelte, wie im Fehlersuchbildrätsel.



5

Hmmm. (Kurier, 11.09.2018) © Bild: Michael Pammesberger

Der eine, große Fehler zum Ankreuzen ist ja schnell gefunden. Auch wenn wir nur einen Moment hinsehen, verstehen wir sofort, was der Karikaturist uns sagen will, hier eben über eine bestimmte Person. Im 19. Jahrhundert war der Franzose Honoré Daumier der vielleicht beste Schöpfer sozialkritischer, politischer Karikaturen der kleinkarierten Bourgeoisie. Sie fürchtete sich davor zu Recht. In dieser Tradition steht Pammesberger, wenn er über die Personen im Zentrum seiner Karikaturen nachdenkt. Und das macht er oft.

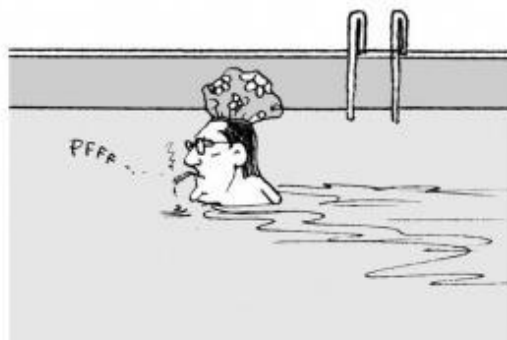
Er sagt aber auch: „Die Zeichnung ist nicht unbedingt dann am besten, wenn sie ohne Worte auskommt.“<sup>11</sup> Wohl sei das Bild im Zentrum, aber: „Worte sind mir sehr wichtig.“<sup>12</sup>

---

<sup>11</sup> Ebda.

<sup>12</sup> Ebda.

Oft reicht ja auch ganz wenig zur Saison- und Situationsbeschreibung, etwa, wenn er Österreichs Politik durchaus ungnädig in die Sommerpause entlässt.



FPÖ..



ÖVP...



SPÖ...



LISTE PILZ...

Jetzt geht auch die Politik baden! (Kurier, 09.07.2018) © Bild: Michael Pammesberger

Zum Glück, sagt Pammesberger, hat er bei Anblick des leeren Blattes praktisch nie einen horror vacui, keine Blockade, sondern meist sprudeln die Ideen, müssen sortiert, bewertet werden, bis die tagesaktuelle Karikatur dann, nach einigen Stunden, eine aus seiner Sicht druckfähige ist.

Bei „Typen“, die er besonders gerne zeichnet, geht es nie nur ums Aussehen. Er hört dazu eine Stimme, einen Ton, sieht ihre Mimik und Gestik, versucht einen Charakter zu verstehen. Dann kommt noch die Herausforderung, im tagesaktuellen Wettbewerb der dümmsten Ideen, die ja für sich genommen schon wunderbar genug sind, auch noch ein eigenes Erzählformat zu finden.



Was die Polizei wirklich braucht, sind Pferde. (Kurier, 11.01.2018) © Bild: Michael Pammesberger

Gerne wählt Pammesberger hier Bild-Geschichten, wenn er das Lachhafte in seinen Facetten zeigen will. Im Jänner etwa war ihm satirisch sofort klar, dass da ein Innenminister einen politischen Ritt im gestreckten Schweinsgalopp durchs Land beginnt.

Pammesberger braucht nicht viel Material, um das zu decouvrieren: Papier – das eine, richtige Papier, Feder und Tintenfass. Wiewohl: es muss auch die richtige Feder sein, genau jene Stenofeder, die er seit nunmehr vielen, vielen Jahren verwendet und von der er allerorten die Vorräte aufkauft, weil ihn der Gedanke schreckt, ihre Produktion könnte eingestellt werden. Er ist jetzt auf Jahrzehnte hinaus mit Federn versorgt – und dennoch ein klein wenig weiter besorgt, ob's denn reichen wird.

Und manchmal, selten, bringt sich der Karikaturist auch selbst ins Bild. Zuletzt unlängst, um den Grad seiner Ratlosigkeit angesichts der chaotischen Personal-Rochaden an der SPÖ-Spitze zu illustrieren. Er hätte sich, wie hier zu sehen, ja notfalls selbst zu Verfügung gestellt. Allerdings: als Karikaturist ist er uns lieber, so viel näher an der Wahrheit mit wenigen Strichen als Parteichefs nach vielen Worten.





Grenzen der Karikatur. (Kurier, 24.09.2018) © Bild: Michael Pammesberger

Dabei war es Pammesberger, wie es so klischeehaft heißt, keineswegs in die Wiege gelegt, dass er ein Zeichner würde, aber er hat schon früh Talent gezeigt. Der Bub aus oberösterreichischer Juristenfamilie hat im Kindergarten, damit setzt seine frühkindliche Erinnerung ein, „Indianer, Ritter und Autos gezeichnet, die dann ausgeschaut haben wie: Indianer, Ritter und Autos“<sup>13</sup>. Die ersten Karikaturen waren, auch logisch, danach etwa seinen Lehrern gewidmet. Einschlägige Karrieren hatte der Oberöreicher mit diesem Talent aber keineswegs vor Augen, er wollte ja „nicht Zeichenlehrer werden und auch kein Künstler“<sup>14</sup>.

Es folgte ein Jus-Studium in Salzburg, die Zeit als Rechtsanwaltsanwärter in der Kanzlei des Vaters in Gmunden. Die Karikatur blieb ein Hobby, das erste abgedruckte Werk, da war Pammesberger noch Student, nahm den Bundespräsidenten Kurt Waldheim aufs Korn, als den Mann, dem die Welt längst nicht mehr vertraute. Pammesberger wäre mit seinem Schuss meist charmanter Frechheit sicher auch als Anwalt erfolgreich geworden.

<sup>13</sup> Ebda.

<sup>14</sup> Ebda.

Dass er ein professioneller „KarikaJurist“ werden könnte, hatte als erste die Jury eines Wettbewerbs der *Oberösterreichischen Nachrichten* erkannt. Der damals 25-jährige gewann für seine eingesandte Karikatur 1.000 Schilling Preisgeld. Das war ein echtes Zeichnerhonorar, Anerkennung, aber vor allem fand er mit den *OÖ Nachrichten* einen regelmäßigen Auftraggeber – und dort bald einen neuen, fixen Arbeitsplatz, in einer Redaktion. Die Zeitung präsentierte ihn mit diesem passenden Kofferwort als „KarikaJurist“ erstmals 1992 ausführlicher in einem Artikel der eigenen Leserschaft. Der Berufswechsel war, sagt Pammesberger selbst, „keine Flucht aus dem Juristendasein“<sup>15</sup>, die Juristerei habe ihm durchaus auch Spaß gemacht. Aber – und das gefällt uns vor allem im Hinblick auf den Namensstifter unseres Preises, des Juristen und Publizisten Walther Rode sehr – er mochte das Widerspenstige seiner zweiten beruflichen Identität mehr, das Streitbare und vom System Unkontrollierbare. Walther Rode hätte seine Freude mit diesem Anwalts-Kollegen gehabt.

1997 wechselte Pammesberger von Linz nach Wien zum *Kurier* und hat sich in den beiden Jahrzehnten seither dort eine Fangemeinde noch weit über das Stammpublikum der Zeitung hinaus errungen. Auch dank World Wide Web: Die virtuose Fertigkeit, den Dingen auf den Grund zu gehen, Geschichten zu verdichten und in wenigen Momenten doch im wahren Wesen zu beschreiben, im alten Sinne des Horaz zwar nicht *belehrend* zu sein aber doch *lehrhaft* und *humorvoll* zugleich – diese Fertigkeit ist im Internet-Zeitalter mehr gefragt denn je und gerade treffende Karikaturen werden online zig-tausendfach geteilt. Es gibt im Web vergnügliche Memes, Image-Macros mit pointierten Texten – aber wir können uns auch den Pammesberger er-scrollen. Täglich.

Gute Karikatur macht nämlich konsequent Agenda-Setting. Michael Pammesberger vertritt Positionen, ergreift Partei, immer wieder für jene, die anscheinend keine haben – vor allem aber macht er pünktlich klar, worüber gerade nachzudenken lohnt. Zugleich ist er aber ein Feind jener Aufgeregtheit, die ebenso schnappatmig wie dann doch vergesslich ist. „Entpört euch“, so heißt deswegen sein neues Karikaturen-Buch, das – zufälliger Zusammenfall der freudigen Ereignisse – am 12. November, also nur vier Tage nach der der heutigen Rode-Preisverleihung, präsentiert wird.

Sie seien – durchaus positiv – überrascht, dass ein Karikaturist einen Journalismus-Preis bekomme, sagten uns einige Journalistinnen und Journalisten nach Bekanntgabe des Preisträgers 2018 spontan. Das bestätige ja dann wohl, dass auch ein Karikaturist ein Journalist sei, oder?

Warum dieser Zweifel?

Am Image kann es nicht liegen: In einer großen empirischen Studie über die Arbeit von Deutschlands politischen Karikaturistinnen und Karikaturisten stellt Thomas Knieper fest, dass deren Image in der Bevölkerung deutlich besser ist als jenes der Journalistinnen und

---

<sup>15</sup> Ebda.

Journalisten allgemein.<sup>16</sup> Die Karikatur also solche, fasst der Kommunikationswissenschaftler Knieper zusammen, ist aber selbst natürlich auch Teil des Journalismus: „Sie ist ein visueller Kommentar und damit eine meinungsbetonte, journalistische Darstellungsform.“<sup>17</sup>

Das wird einschlägig selten gewürdigt. In Deutschland initiierten im Jahr 2000 zwei Regionalzeitungen einen jährlichen Karikaturen-Preis mit inzwischen reger Teilnahme. Jedes Jahr gibt es dazu ein Motto. 2018 lautet es übrigens: „Vorsicht, Heimat!“ Die nächsten Preise werden am Sonntag vergeben.<sup>18</sup>

In den USA gibt es einen Pulitzer-Preis für „Editorial Cartooning“, seit Joseph Pulitzer II, der Sohn des Stifters, sich dafür einsetzte, das als wichtige Kategorie einzuführen. Das war 1922.<sup>19</sup> Es war also anderorts schon vor einem Jahrhundert offensichtlich, dass Cartoon und Karikatur als wesentlicher Teil der Journalismuskultur zu sehen sind – und dass ihre Qualität ebenfalls nach journalistischen Kriterien diskutiert werden kann.

Erlauben Sie uns noch – ganz kurz – zu diesem Stichwort – Qualität – einen abschließenden Exkurs, der unserer *déformation professionnelle* geschuldet ist. In Österreich bleibt die Diskussion über Journalismus-Qualität oft bei der Feststellung stecken, dass diese ja – leider, leider – gar nicht ernsthaft möglich sei, weil Qualität im Journalismus wohl nie zu definieren wäre. Das diffamiert die tatsächliche, ehrliche Qualitätsanstrengung vieler Journalistinnen und Journalisten und ermöglicht es Politik, jeglichen Schrott zu fördern und zu finanzieren, der gerade opportun ist, populistisch und propagandistisch willfährig erscheint. Qualität und Reichweite widersprechen einander nicht zwangsläufig, das stimmt, sie bedingen einander aber auch nicht. Oft genug hat ja, mit einem unserer gerne gebrauchten Lieblingszitate von Karl Kraus gesagt, „der größte Stiefel den höchsten Absatz“.

Ernsthafte Journalismusforschung fordert hier ein, dass Qualität von Journalismus genauso und permanent zu diskutieren ist, wie die Qualität von Demokratie. Beide sind natürlich nicht in drei Absätzen endgültig und ehern definiert – in beide müssen wir investieren: Zeit für offenen, qualitätsvollen Diskurs, damit eine Demokratie mit pluralistischen Positionen sichtbar wird. Unabhängiger Journalismus ist dabei wichtigste Voraussetzung.

Die Betonung liegt dann auf: **unabhängig**. Auch das lässt sich messen: An den selbst auferlegten Regeln von Redaktionen, Statuten, der Fehlerkultur, der ethischen Selbstkontrolle. In den Dutzenden – ja es sind so viele und mehr – profunden, wissenschaftlichen Arbeiten zur Qualität des Journalismus der vergangenen Jahre<sup>20</sup> und

---

<sup>16</sup> Knieper, Thomas (2002): Die politische Karikatur. Köln: Herbert von Halem. S. 251.

<sup>17</sup> Ebda. S. 252.

<sup>18</sup> Siehe <https://www.deutscherkarikaturenpreis.de/wettbewerb/> (zuletzt abgerufen am 2.11.2018).

<sup>19</sup> Siehe Fischer, Heinz D. und Fischer, Erika (2007): Der Pulitzer-Preis. Konkurrenten, Kämpfe, Kontroversen. Berlin: LIT. S. 39ff.

<sup>20</sup> Siehe nur beispielhaft: Bucher, Hans-Jürgen/Altmeppen, Klaus-Dieter (Hg.) (2003): Qualität im Journalismus. Grundlagen – Dimensionen – Praxismodelle. Opladen: Westdeutscher Verlag. Meijer-Costera, Irene (2013): Valuable journalism: A search for quality from the vantage point of user. In: Journalism 14 (6). S. 754-770. und unsere eigene Forschungs-Synopse: Kaltenbrunner, Andy/Lugschitz, Renée/Gerard-Wenzel, Corinna (2018):

deren Annäherungen, wie solche Qualität zu erklären und auch zu messen sei, gibt es stets wiederkehrend einen aus unserer Sicht eben zentralen, allen Arbeiten gemeinsamen Begriff als Qualitäts-Desiderat: Die Forderung nach **Autonomie** des Journalismus. Also nach Unabhängigkeit von wirtschaftlichem und politischem Druck.

In der österreichischen Wirklichkeit, so zeigen unsere aktuellen österreichischen Befragungen, spüren Journalistinnen und Journalisten gerade das Gegenteil in den schrumpfenden Redaktionen.<sup>21</sup> Sie fürchten unter den aktuellen Bedingungen politische Gängelung mehr als etwa vor einem Jahrzehnt. Die Belegschaft der politischen PR wächst überproportional. Die Journalisten und Journalistinnen bemerken einen Rückgang der Qualität ihrer Arbeit unter prekären Bedingungen. Die oft sehr selbstkritische Reflexion gelingt, weil, so zeigen unsere Studien auch, die Journalistinnen und Journalisten selbst immer besser für ihr Tun ausgebildet sind.<sup>22</sup> Bei einer Studie von *Medienhaus Wien* im Vorjahr gaben zwei Drittel der befragten österreichischen Zeitungsjournalisten und -journalistinnen zu Protokoll, sie seien mit der Qualität des Zeitungsjournalismus insgesamt *eher* unzufrieden oder sogar *sehr* unzufrieden.<sup>23</sup>

Der Druck auf sie wächst weiter, ökonomisch und auch politisch: Auch und gerade Rode-Preisträger und -Preisträgerinnen – manche sind hier im Saal – können das en detail berichten. Etwa die im Vorjahr ausgezeichneten Kollegen und Kolleginnen des *ORF Report*, denen ein rauer Regierungswind entgegenschlägt, wenn sie die notwendigen Fragen stellen und Worthülsen als Antworten nicht akzeptieren. Das gilt auch für andere frühere mit dem Rode-Preis Ausgezeichnete, wie Florian Klenk, das Team von *Dossier*, Ulla Schmid, Michael Nikbakhsh.

Jene Politiker, die einst plump plakatiert hatten: „Wien darf nicht Chicago werden“<sup>24</sup> wünschen sich heute ein publizistisches Budapest.

Der Kampf um die Autonomie in den Redaktionen unter schwieriger werdenden ökonomischen und politischen Rahmenbedingungen auch in Traditionsmedienhäusern wird da umso bedeutsamer. Michael Pammesberger nutzt diese Freiheit. Wenn Öffentlichkeit von Regierenden immer öfter in die Irre geführt werden soll, kann er die präsentierten Zerrbilder der Wirklichkeit zur Kenntlichkeit karikieren. Pammesberger versichert dabei glaubwürdig:

---

Qualitätsbestimmung im Journalismus. Analyse des internationalen Forschungsstandes und neuer Ansätze in der digitalen Ära. Studie von Medienhaus Wien im Auftrag von Bundeskanzleramt/ Bundespressdienst.

<sup>21</sup> Siehe z.B. Eberwein, Tobias/Fengler, Susanne/Lauk, Epp/Porlezza, Colin (Hg.) (2014): *Journalists and Media Accountability: An International Study of News People in the Digital Age*. Frankfurt am Main: Peter Lang Publishing.

<sup>22</sup> Die noch nicht abgeschlossenen Erhebungen im Rahmen unseres FWF-Forschungsprojektes an der Akademie der Wissenschaften „Journalism in Transition“ zeigen etwa eine deutliche Zunahme der akademischen Abschlüsse unter Österreichs Journalisten und Journalistinnen binnen eines Jahrzehnts.

<sup>23</sup> Kaltenbrunner, Andy/Karmasin, Matthias (2017): *Veränderung ohne Ende*. In: Verband Österreichischer Zeitungen (Hg.): *Medienhandbuch Österreich 2017*. Wien: Czernin. S. 255.

<sup>24</sup> Wahlplakat der FPÖ für die Wiener Gemeinderatswahl 1991.

„Ich würde es nicht dulden, wenn mir jemand in meiner Arbeit dreinredet.“<sup>25</sup> Aber, er weiß auch: „Diesen Status muss man sich immer wieder erkämpfen.“<sup>26</sup>

Wir hoffen, auch sein *Kurier* bleibt einer simplen Maxime treu: **Der Zeit ihre Karikatur, der Karikatur ihre Freiheit.**

Bei Gründung des Walther Rode-Preises hatten wir als Forscherinnen und Forscher in Medienhaus Wien kein bestimmtes Medienformat im Auge. Wir hatten aber ein Ziel, das für journalistisch Tätige in allen Kanälen gilt. Nach wissenschaftlicher Begründung und möglichst dialektischer Debatte in einer von wissenschaftlichen Argumenten geleiteten Jury wird der Preis – ZITAT:

„journalistischem und publizistischem Schaffen zuerkannt, das sich durch qualitätsvolle und vom tagespolitischen Opportunismus unbeeinflusste Haltung ausweist“.

Einstimmig vergeben wir den Walther Rode-Preis 2018 deswegen an Michael Pammesberger.

*Laudatio: Andy Kaltenbrunner, Daniela Kraus, Sonja Luef.*

*Mit Diskussionsbeiträgen von Matthias Karmasin, Alfred J. Noll und Astrid Zimmermann.*

*Schlussredaktion: Renée Lugschitz.*

---

<sup>25</sup> Persönliches Gespräch mit Michael Pammesberger, 13.09.2018.

<sup>26</sup> Ebda.